

Lidija Müller Abwertung und Ablehnung. Die verschiedenen negativen Erlebnisse in Deutschland, die letztlich den Heimkehrwunsch Artur Müllers verstärkten, drückte er in Anekdoten aus. Seine Rückkehrmotivation direkt zu erfragen, erwies sich als unmöglich. Allerdings hatte er der Aussiedlung ohnehin von vornherein skeptisch gegenübergestanden und sich die Rückkehr aus Deutschland bereits vorab offengehalten. Davon zeugt gleichfalls die Ablehnung der deutschen Staatsbürgerschaft. Diese Tatsache veranschaulicht ebenso wie seine Rückkehrmotive die Beheimatung in der Russländischen Föderation.

5.4 »In Russland kann man keine Pommes frites kaufen« – Einfluss der Migrationen auf kulinarische Alltagspraxen

Als nächstes stellt sich die Frage, wie sich die Migrationen der Familie Müller auf ihre kulinarischen Alltagspraxen auswirkten und wie es um die Zugehörigkeiten von Lidija Müller bestellt war. Die empirischen Befunde und meine Interpretation hinsichtlich ihrer Zugehörigkeiten werden im Folgenden ausgeführt. Die Nahrungsgewohnheiten zu untersuchen, drängt sich geradezu auf; zum einen eignet sich die tägliche Kost für eine ethnografische Studie, da die Situationen für beobachtende Teilnahme zahlreich sind und somit Quellen umfangreich erhoben und zueinander in Beziehung gesetzt werden können.¹²⁵ Zum anderen handelt es sich dabei um »immaterielles Migrationsgepäck«, das überallhin mitgenommen werden kann: »Essgewohnheiten, Rezepte, Speisen und Getränke gehören von jeher zum Gepäck derer, die in die Fremde müssen oder wollen.«¹²⁶ Die heimische Küche wird nicht allein aus bloßer Gewohnheit oder Tradition fortgeführt. Sie erfüllt zudem eine Bewältigungsfunktion. Zingerle beschreibt, dass einzelne Speisen immer dann in symbolischer Funktion für die Zugehörigkeit zu einer Ethnie, einer Region oder eines Ortes genutzt werden, wenn das Selbstverständnis eines Individuums durch kulturelle Umbrüche erschüttert wird und Traditionen an Selbstverständlichkeit einbüßen. Dazu gehören insbesondere Differenzerfahrungen wie sie im Zusammenhang mit Migration gemacht werden.¹²⁷

Ausgelöst von der Konfrontation mit dem Fremden und dem eigenen Fremdsein dient die heimische Kost der identitären Selbstvergewisserung.¹²⁸ Migranten sind für Aufnahmegesellschaften häufig aufgrund ihrer differierenden Alltagspraxen als solche erkennbar. Gleichzeitig wird postuliert, dass Migranten bei der Änderung bzw. Anpassung ihrer Ernährungsgewohnheiten viel beharrender seien als es z.B. bei der Sprache oder dem Kleidungsstil der Fall ist.¹²⁹ Daher indiziert die Untersuchung von Wechselwirkungen zwischen Migrationen sowie Essen und Trinken kulturellen Wandel. Wandel und Kontinuität gehen stets bei jedem Kulturphänomen miteinander einher, doch in unterschiedlicher Ausprägung.¹³⁰

125 Vgl. Hirschfelder 2001, S. 17f.

126 Kalinke 2010, S. 153.

127 Vgl. Zingerle 1997, S. 83.

128 Vgl. Hartmann 2006, S. 150; Retterath 2002, S. 46.

129 Vgl. Boll 1993, S. 94f.; Tolsdorf 1978, S. 341.

130 Vgl. Kaschuba 2006, S. 165.

In erster Linie bieten Aussiedlung und Remigration Vergleichsmöglichkeiten auf der Erfahrungsebene an. Automatisch wird das Hier mit dem Dort verglichen. Wertigkeiten werden ausgelotet: Was ist wo besser oder was gefällt so gut, dass es übernommen wird? Dementsprechend suchte sich die Familie das Beste aus dem Bekannten aus. Das spiegelte sich z. B. in der Küchenausstattung wider: Artur Müller transportierte bei der Rückkehr nach Russland eine Waschmaschine der Marke Miele mit dem Auto aus Deutschland in sein sibirisches Heimatdorf. In der Küche fanden sich Plastiktrinkbecher von McDonald's »noch aus Deutschland« und ein »deutsches« Jagdmesser, welches sein Bruder Artur geschenkt habe.¹³¹ Zwar konnte in der Ernährung von Familie Müller im Wesentlichen beharrendes Verhalten beobachtet werden (vgl. 5.2 *Subsistenz- und Landwirtschaft*), doch gibt es zahlreiche Indikatoren für migrationsbedingte kulturelle Wandlungstendenzen. Diese erlauben Rückschlüsse vor allem auf Lidija Müllers Zugehörigkeiten.

Reintegrationsstrategien

Das Leben von Familie Müller nach der Remigration war nicht mehr dasselbe, wie sie es vor der Aussiedlung kannte. Im Zuge der Globalisierung hatte sich auch in Westsibirien das Warenangebot stetig vergrößert. Europäische Produkte konnten inzwischen teilweise in Supermärkten erworben werden.¹³² Das internationale Warenangebot nahm vor allem Sohn Alexander gerne an. Er kaufte Coca Cola, einen Snickers-Schokoriegel, einen Bounty-Schokoriegel sowie »bayerische Würstchen«, als ich einen Familieneinkauf begleitete.¹³³ Die global bekannten Marken Coca Cola, Snickers und Bounty dürfte Familie Müller bereits in Russland kennengelernt haben. Wie Althanns beschreibt, setzte im Russland der 1990er Jahre im Zuge der Öffnung gegenüber dem Kapitalismus eine »Snickeriorisierung« ein.¹³⁴ Diese international bekannten Süßigkeitenmarken sind somit eine Chiffre für den westlichen Lebensstil.¹³⁵ Allerdings wählte Alexander all diese zuckerhaltigen Lebensmittel sowie die als »bayerisch« gelabelten Würstchen aus. Da er die erste Hälfte seines Lebens in Deutschland verbracht hatte, ist davon auszugehen, dass er erstere dort kennengelernt hatte. Dies verweist nicht nur auf die in Deutschland vollzogene Essozialisation, sondern auch auf deren Einfluss auf seine gegenwärtigen Konsumpraxen in Russland – noch Jahre nach der Remigration. Die Auswahl der »bayerischen« Würstchen illustriert dies zusätzlich. Offenbar verliehen sie ihm ein Gefühl von Orientierungssicherheit und Geborgenheit.¹³⁶ Seine Eltern kauften hingegen Lebensmittel russischer Herstellermarken. Das deutet auf einen russischen Geschmackskonservatismus hin. Deren Lebensrealität blieb »gebunden an Raum, an Tradition und kulturspezifische Wertmuster«¹³⁷.

131 Vgl. Feldtagebuch 14.5., 16.5., 17.5.2015.

132 Zumindest galt das für Barnaul im Mai 2015, als ich mich dort aufhielt. Dass dem derzeit noch so ist, kann vor dem Hintergrund des anhaltenden politischen Konflikts mit der Ukraine und den damit verbundenen Importsanktionen freilich nicht bestätigt werden.

133 Vgl. Feldtagebuch 16.5.2015.

134 Vgl. Althanns 2009, S. 54.

135 Vgl. Hirschfelder, Schreckhaas 2017.

136 Vgl. ebd., S. 127.

137 Ebd., S. 135.

Lidija Müller erzählte, dass man seit ihrer Rückkehr nach Russland im Geschäft gefrorene Beeren und Brokkoli kaufen könne. Was es allerdings immer noch nicht gebe, sei geriebener Käse. Nach der Rückkehr aus Deutschland habe sie angefangen, selbst Pizza zu backen. Als sie geriebenen Käse habe kaufen wollen, habe sie von der Verkäuferin Empörung geerntet: Könnten diese Deutschen nicht einmal selbst Käse reiben?!¹³⁸ Pizza ist dabei ein Symbol für *global food* sowie für die Orientierung an globalisierten Konsumpraxen und am westlichen Lebensstil schlechthin.¹³⁹

Solche Aussagen erwecken den Eindruck, es fehle Lidija Müller an einigen Dingen. In Deutschland hatte sie Tiefkühlobst und -gemüse sowie bereits geriebenen Käse kennengelernt. Darauf wollte sie inzwischen nicht mehr verzichten, musste es teilweise jedoch. Allerdings gab sie sich nicht damit zufrieden, dass bestimmte Lebensmittel nicht erhältlich waren. Stattdessen hatte sie eine Strategie entwickelt, Mangel zu kompensieren: Was es nicht gab, wurde durch Alternativen ersetzt. Aus selbst gemachtem Käse wurde bei dem Besuch der Nichten aus Deutschland »Mozzarella« – und nicht z.B. »(russischer) Landkäse« o.ä. Das auf einem »deutschen Butterbrot« als obligatorisch wahrgenommene Blatt Eisbergsalat wurde kopiert und ersetzt: Mangels Verfügbarkeit nahm Lidija Müller stattdessen Sauerampfer aus dem eigenen Garten.¹⁴⁰ Der Unterschied der Kompensationsbeispiele liegt darin, dass im ersten Fall ein bestehendes Lebensmittel lediglich »umetikettiert« und dadurch aufgewertet wurde. Mozzarella stand dabei symbolisch für globalisierungsbedingte Produktvielfalt. Im zweiten Beispiel wurde ein Salatblatt durch ein anderes substituiert. Das konkrete Nahrungsmittel ist zwar austauschbar, weil entsprechend dem Tolksdorf'schen Mahlzeitenmodell von sekundärer Bedeutung,¹⁴¹ es durfte allerdings nicht gänzlich fehlen. Wie Kalinke anhand der Kochpraxen im und nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland beschreibt, haftet Ersatzprodukten das Stigma des Mangels und der Entbehrung an.¹⁴² Aus diesen Beispielen kann ein migrationsbedingter esskultureller Wandel herausgelesen werden, der die Orientierung an in Deutschland internalisierten Ernährungspraxen offenbart.

Während ihrer Zeit in Deutschland lernte Lidija Müller eine Produktvielfalt, auch Fertiggerichte, kennen und schätzen, die es in ihrem Dorf nicht gegeben hatte. Auf einige Produkte wollte sie selbst nach der mittlerweile acht Jahre zurückliegenden Remigration nicht verzichten. Es konnte jedoch nicht alles ersetzt werden, deshalb hatte Lidija Müller eine weitere Kompensationsstrategie entwickelt: Von ihrem in Deutschland lebenden Kind oder von ihren Nichten ließ sie sich bei den jährlichen Besuchen Knorr Salatkrönung, Mandelsplitter, Anis, Würzsalz für Pommes frites und Süßstoff mitbringen.¹⁴³ Fenicia stellte in ihrer Forschung ebenfalls fest, dass vor allem die Ehefrauen sich auf die Sendungen aus Deutschland der am Rückkehrort fehlenden Waren freuten.¹⁴⁴ Pommes frites könne man in Russland gar nicht kaufen, berichtete Lidija

138 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

139 Vgl. Hirschfelder 2007, S. 155f.

140 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

141 Vgl. Tolksdorf 1976, S. 76.

142 Vgl. Kalinke 2010, S. 147.

143 Vgl. Feldtagebuch 15.5., 17.5.2015.

144 Vgl. Fenicia 2015, S. 268.

Müller, daher bereitete sie sie selbst zu. Am letzten Tag meines Aufenthalts entdeckte und erwarb sie in einem Geschäft einen Pommesschneider.¹⁴⁵

Pommes frites stehen ebenso wie Pizza symbolisch für eine globalisierte Konsumgemeinschaft. Da sie als Pommes – und nicht als картофель фри (russ. Pommes) – bezeichnet werden, sind sie zudem deutsch kodiert. Darüber hinaus wurden sie in Deutschland offenbar als *fast* bzw. *convenience food* kennengelernt – was wir dem Hinweis entnehmen können, Lidija bereite beide Gerichte nun selbst zu. Folglich standen sie für eine Erleichterung der alltäglichen Herausforderung der alimentären Familienversorgung. Auf in Deutschland angewohnte Annehmlichkeiten musste zurück in Russland folglich verzichtet werden, deswegen schienen diese Speisen in Russland zu symbolisch aufgeladenen Prestigeprodukten aufgestiegen zu sein.¹⁴⁶

Trotz des weitgehenden Pragmatismus in der Ernährung – es wurde verzehrt, was verfügbar war, d.h. angebaut oder gekauft werden konnte – nutzte Lidija Müller ihr transnationales Netzwerk dazu, an bestimmten, aus Deutschland bekannten Lebensmitteln und Gewürzen festzuhalten. Warum? Welche Funktion erfüllen die privaten Lebensmittelimporte? Es wurde bereits angemerkt, dass bei Familie Müller eine konservative Rollenverteilung vorherrschte. Dementsprechend war in erster Linie Lidija Müller für die Nahrungszubereitung verantwortlich. Die transnationalen Lebensmittelimporte geschahen auf ihren Wunsch hin. Es handelte sich dabei offenkundig um eine Bewältigungsstrategie. Lidija Müller war ihrem Ehemann zuliebe nach Russland zurückgekehrt und kompensierte die ungewollte Remigration, indem sie sich »ein wenig Deutschland« in die alte Heimat holte. Lidija Müller schien zwischen der von ihrem Ehemann initiierten Rückkehr nach Russland und ihrem eigenen Wunsch, in Deutschland zu bleiben, »zerrissen« zu sein.¹⁴⁷ Als »das zentrale Verbleibmotiv« macht Fenicia die bessere Lebenssituation in der BRD aus,

»die im Gegensatz zu der schwierigen traditionellen Frauenrolle im Herkunftsland steht [...]. [...] Die Haushaltsführung im Heimatort wird im Vergleich zu der Bequemlichkeit der Erledigung dieser Arbeiten in Deutschland aufgrund des dortigen Vorhandenseins elektrischer Haushaltsgeräte sowie der Möglichkeit, viele Lebensmittel in Geschäften zu kaufen, als härter empfunden.«¹⁴⁸

So fragte auch Lidija Müller mich rhetorisch, warum man freiwillig täglich um sechs Uhr morgens aufstehen und Kühe melken solle, wenn man es doch einfacher haben könne. Sie stellte wiederholt den Gegensatz zwischen dem Leben in Deutschland und in Russland heraus. Viele Menschen im Dorf hätten nicht einmal fließend Wasser oder eine richtige Toilette in ihrem Haus. Sie habe erst realisiert, wie die Menschen hier lebten, nachdem sie einige Jahre nach der Aussiedlung in ihr Herkunftsdorf in den Urlaub fuhr.¹⁴⁹

An dieser Stelle wird deutlich, dass Lidija Müller sich weniger den Deutschen, als vielmehr den Lebensverhältnissen, dem Lebensstil inklusive der bereits thematisierten

145 Vgl. Feldtagebuch 18.5.2015.

146 Vgl. Tolksdorf 2001, S. 240; Trummer 2009, S. 9.

147 Vgl. Fenicia 2015, S. 257.

148 Ebd., S. 256.

149 Vgl. Feldtagebuch 14.5., 16.5.2015.

Produktvielfalt in Deutschland zugehörig fühlte. Mit dem Lebensstilbegriff sind nicht nur die Art der Lebensführung und der souveräne Umgang mit den entsprechenden Symbolen gemeint. Es geht dabei vor allem darum, welcher subjektive Sinn alltäglichen Praxen und gesellschaftlichen Strukturen verliehen wird und wie auf diese Weise Zugehörigkeit zu einer Gruppe geschaffen wird, die denselben Lebensstil teilt. Damit geht die Abgrenzung von anderen Lebensstilen einher. Wie man sich bewusst oder unbewusst abgrenzt, aber auch Zugehörigkeit und Anerkennung beansprucht, kann anhand von Gegenständen und Praxen untersucht werden.¹⁵⁰

Kleinhückelkotten verweist in diesem Zusammenhang auf die Relevanz von Konsumgütern, denen in expressiver Absicht ein symbolischer Wert zugeschrieben wird: »[...] Das Konsumverhalten insgesamt dient der Stilisierung, dem Ausdruck der eigenen Persönlichkeit, des Lebensstils und der Stellung in der Gesellschaft. Das Konsumverhalten trägt dazu bei, sich Gruppen zuzuordnen und sich von anderen abzugrenzen.«¹⁵¹ Insofern spielt Konsum eine wesentliche Rolle bei der Gewinnung und Sicherung von Zugehörigkeit.

Als Lidija Müller sich darüber lustig machte, dass die Frauen in ihrem Dorf sich modisch kleideten, wenn sie bloß einkaufen gingen, und meinte, russische Frauen würden sich übertrieben schminken und anziehen,¹⁵² grenzte sie sich demnach nicht von Russen als Nation, sondern als Vertreter eines anderen Lebensstils ab, welcher für ihre eigene Zugehörigkeitskonstruktion maßgebend war. Den Kontrast zwischen dem Leben in Russland und dem in Deutschland stellte Lidija Müller, wie dargelegt, immer wieder heraus. Indem sie sich direkt an die Feldforscherin wandte – ihrer Meinung nach müsse ich wohl einen Kulturschock erlitten haben¹⁵³ – und sich nach meinem Wohlbefinden erkundigte, identifizierte sie sich ein Stück weit mit mir, denn wir beide kennen den Lebensstandard in Deutschland, der sich von dem im russischen Dorf fundamental unterscheidet.

Den »Kulturschock«, den Lidija Müller offensichtlich selbst im Vergleich der Lebensverhältnisse in Deutschland und Russland erlitten hatte, projizierte sie an dieser Stelle auf mich und meinen Aufenthalt in Westsibirien. Ihre Äußerungen veranschaulichen eindrücklich die Neigung zum und Orientierung am westlichen, urbanen Lebensstil. Das Leben in Deutschland nahm sie im Vergleich als besser wahr, weil dort Lebensmittel eingekauft werden können und nicht alles mühselig selbst angebaut werden muss. Außerdem kann auf Fertiggerichte zurückgegriffen werden, wenn einmal keine Zeit oder Lust zum Kochen vorhanden ist. Die erwähnte Bequemlichkeit ist folglich im Zusammenhang mit dem angeeigneten Lebensstil zu betrachten. Lidija Müllers pejorativen Äußerungen über den Kleidungsstil russischer Frauen, die im Übrigen gängigen Klischees in Deutschland entsprechen, verstärkten diesen Eindruck, indem sie ihre Orientierung an bundesdeutschen Kleidungsvorstellungen implizierten.

150 Vgl. Katschnig-Fasch 2004, S. 302.

151 Kleinhückelkotten 2011, S. 134.

152 Vgl. Feldtagebuch 16.5.2015.

153 Vgl. ebd.

Tabuthema Remigration

Neben der Identifikation mit der Feldforscherin indizierten die direkten Adressierungen darüber hinaus, dass Lidija Müller »nun endlich« mit jemandem über die ungewollte Rückkehr sprechen konnte. Ähnlich wie Fenicia stellte ich fest, dass das Thema Remigration tabu war, zumal sich die Rückkehrmotive als kaum erfragbar erwiesen hatten (vgl. 5.3 *Aussiedlung und Rückkehr*).¹⁵⁴ Im Verlauf meiner Feldforschung gewann ich den Eindruck, dass Lidija Müller ihre Zurückhaltung bezüglich der Remigration allmählich ablegte und mich als Ventil ansah, um ihre Unzufriedenheit und die Unzulänglichkeiten des Lebens in ihrem Herkunftsdorf anzusprechen, die sie »mit ihrem Mann, Verwandten und Freunden aufgrund der Tabuisierung des Themas nicht besprechen«¹⁵⁵ konnte.

Wie banal die einzelnen Produkte auch erscheinen mögen, die Lidija Müller sich von ihrem sozialen Netzwerk aus Deutschland mitbringen ließ, stehen sie doch für eine in Sibirien ungekannte Produktvielfalt und vor allem für einen Komfort, den Lidija Müller sich angesichts der Notwendigkeit zur Subsistenzwirtschaft, bei der Nahrungsmittel und Gewürze mittels körperlicher Arbeit in einem kurzen Zeitraum und in einer klimatisch anspruchsvollen Region mühsam angebaut und zeitraubend zubereitet werden müssen, nicht erlauben konnte. So komme ich zu der Schlussfolgerung, dass Lidija Müller die Wiederbeheimatung im sibirischen Dorf überhaupt erst dadurch gelang, dass sie ein transnationales Netzwerk besaß, mit dem sie die Mängel, die der Lebensstil am neuen alten Wohnort aufwies, teilweise kompensieren konnte (siehe unten).¹⁵⁶

Vor diesem Hintergrund kann auch der verhältnismäßig lange Aufenthalt in Deutschland gedeutet werden; bei sofortiger Zustimmung zum Rückkehrwunsch ihres Mannes vonseiten Lidija Müllers wäre die Familie wahrscheinlich nicht erst nach neun Jahren remigriert. Auch Fenicia beschreibt diese Aushandlungsprozesse als langwierig aufgrund des hinauszögernden Verhaltens der Ehefrauen.¹⁵⁷

Mit der in Deutschland angewöhnten Bequemlichkeit ging ferner eine punktuelle Vernachlässigung früherer Gewohnheiten einher. Obwohl Familie Müller wieder in demselben Dorf wie einstmals lebte, hatte sich ihre Lebensweise partiell verändert. Lidija Müller bemerkte bspw., Pel'meni vor der Aussiedlung »streng jedes Wochenende« zubereitet zu haben. Mittlerweile sei das jedoch nicht mehr so regelmäßig der Fall.¹⁵⁸ Vor dem Hintergrund ihrer Erwerbstätigkeit sowie dem großen Angebot an *convenience food* in Deutschland, wie den bereits erwähnten Pommes frites, ist eine Abweichung von früheren Gewohnheiten nachvollziehbar. Dass zu diesen nach der Remigration nach Russland nicht (im selben Maße) zurückgekehrt wurde, indiziert die Beibehaltung von in Deutschland veränderten Gewohnheiten. Allerdings wurden an dem vorletzten Tag meiner Feldforschung, einem Sonntag, bei den Müllers Pel'meni zubereitet.¹⁵⁹ Dies illustriert die im Gespräch mit mir vollzogene Bewusstwerdung über den Status von

154 Vgl. Spiritova 2014, S. 126; Schmidt-Lauber 2007b, S. 171f.

155 Fenicia 2015, S. 262.

156 Vgl. Katie Kuschminder: Reintegration Strategies. Conceptualizing How Return Migrants Reintegrate. Migration, Diasporas and Citizenship. Cham 2017, S. 46.

157 Vgl. Fenicia 2015, S. 258.

158 Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015.

159 Vgl. ebd.

Pel'meni als Wochenend- bzw. Feiertagsspeise sowie eine kulturelle Demonstration einer »typisch sibirischen« Speise gegenüber dem Gast (vgl. 5.1 *Akteursgewinnung und Methodenreflexion*). Auf diese Weise präsentierte mir die Familie ihre regionale Zugehörigkeit und zelebrierte das Wochenende.¹⁶⁰

Alternativ zu der Lesart der Bewältigungsstrategien können Lidija Müllers gewandelte esskulturelle Praxen als Reintegrationsstrategien angesehen werden. Nicht nur die Migration erfordert eine Integration. Auch nach einer Remigration müssen sich die Rückkehrer an die veränderten Gegebenheiten am Herkunftsort bzw. im Herkunftsland gewöhnen. Die Reintegration ist ein langwieriger Prozess. Für manche dauert sie einige Jahre. Andere erreichen möglicherweise nie den Zustand des Wiederbeheimatetseins.¹⁶¹ Wie die Reintegration abläuft, hängt von diversen Faktoren ab, bspw. von dem Status des Akteurs vor der Migration, den Erfahrungen im Zielland, den strukturellen und kulturellen Bedingungen im Herkunftsland und oder dem Verhalten der örtlichen Bevölkerung gegenüber den Remigrierten.¹⁶² Auch soziale Netzwerke spielen für die Reintegration eine große Rolle.¹⁶³ So nutzte die Akteurin Lidija Müller in dem vorliegenden Fallbeispiel ihr transnationales Netzwerk, um mit gewissen Lebensmitteln versorgt zu werden, zu denen sie in Russland keinen Zugang hatte.

Nach der vier Reintegrationsstrategien umfassenden Typologie von Kuschminder (»reintegrated«, »enclave«, »traditionalist«, »vulnerable«) kann bei Lidija Müller die reintegrierte Strategie diagnostiziert werden: Sie war nicht zuletzt aufgrund ihres langjährigen Auslandsaufenthalts sowohl mit der Kultur im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland vertraut und führte Praxen aus beiden Kontexten fort. Ihr soziales Netzwerk bestand sowohl aus »einheimischen«, lokalen Sozialkontakten und anderen Remigrierten als auch aus Sozialkontakten in Deutschland. Und sie konnte letztere nutzen, um begehrte Waren aus dem Migrationsland zu beziehen.¹⁶⁴ Auf dieser Grundlage kann die Wahrscheinlichkeit der Wiederbeheimatung in ihrem westsibirischen Herkunftsdorf als vergleichsweise hoch eingeschätzt werden.¹⁶⁵ In diesem Zusammenhang könnte sich der den deutschen Produkten zugeschriebene symbolische Wert im Laufe des Reintegrationsprozesses verändern.¹⁶⁶

Erweiterung des Rezeptrepertoires

Die Nahrungsmittelauswahl und -zubereitung erfolgte bei Familie Müller nicht rein pragmatisch, sondern war gleichfalls von Erfahrungen und Routinen beeinflusst, die sie sich in Deutschland angeeignet hatte. Auf diese Weise entwickelten sich überdies bei den Müllers teilweise andere Geschmacksgewohnheiten. Fremdheitserfahrungen setzen neue Entwicklungen in Gang und beeinflussen die Ernährungsgewohnheiten: »Vormals fremde Speisen werden zunächst zaghaft getestet, um dann schrittweise adaptiert und schließlich gänzlich in das eigene Küchensystem aufgenommen zu wer-

160 Vgl. Boll 1993, S. 133; Kalinke 2010, S. 151; Tolksdorf 1976, S. 70ff.

161 Vgl. Kuschminder 2017, S. 2, S. 8ff.

162 Vgl. ebd., S. 10f.

163 Vgl. ebd., S. 32ff.

164 Vgl. ebd., S. 46.

165 Vgl. ebd., S. 50.

166 Vgl. ebd., S. 32f.

den.«¹⁶⁷ Aufgrund des internationalen sozialen Netzwerks mit in Deutschland lebenden Familienmitgliedern mussten die neuen Geschmacksgewohnheiten nicht aufgegeben werden.

Gleichwohl sind der Stellenwert und das Ausmaß veränderter Geschmackspräferenzen nicht zu überschätzen. Ein Leben lang zubereitete und konsumierte Speisen dominierten nach wie vor das kulinarische Repertoire. Die traditionellen Speisen prägten die alltägliche Ernährung von Artur und Lidija Müller. *Convenience food* und Süßigkeiten global bekannter Marken waren in erster Linie Bestandteile der Alltagskost der Kinder von Familie Müller (siehe oben). Für die traditionellen Gerichte seien ihre Kinder nur schwer zu begeistern, so Lidija.¹⁶⁸

Antworten auf meine Fragen zum Rezeptrepertoire weisen darauf hin, dass Lidija Müller sich lediglich mit Familienangehörigen oder anderen Russlanddeutschen austauschte. Bspw. übernahm sie von ihrer Schwester das Rezept, zu Weihnachten eine mit Reis und Rosinen gefüllte Ente zuzubereiten. Zum Nachschmecken werde »Kaffeekekchen« serviert. Das Rezept dazu habe sie von ihrer Nachbarin, welche Deutsche aus Uzbekistan gewesen sei und nicht mehr hier wohne. Von ihren in Deutschland lebenden Nichten habe Lidija Müller ein Rezept für einen Salat aus Instantnudeln, Gurke und Möhre bekommen.¹⁶⁹ Die grundsätzliche Wandelbarkeit bzw. der Wandel von Geschmacksgewohnheiten war hier demnach weniger den eigenen Migrationen als vielmehr dem transnationalen Netzwerk von Lidija Müller zuzuschreiben. Folglich war sie durchaus bereit, von dem bisher üblichen Geschmack abzuweichen und Neues kennenzulernen, doch beschränkte sie sich dabei auf Rezepte aus der Eigengruppe.

Allerdings ist Lidija Müller ebenfalls während der Zeit in Deutschland mit anderen Rezepten und Gerichten in Berührung gekommen, welche übernommen wurden. In Deutschland habe sie einmal eine Kochsendung gesehen, in der der Beginn der Grillsaison angekündigt wurde. Sie und ihr Mann hätten probiert, selbst gemachte Frikadellen zu grillen. Weil das Resultat ihnen gefallen habe, würden sie seither öfter Frikadellen grillen.¹⁷⁰ Hierbei fand demnach eine abstrakte, unpersönliche Annäherung an bundesdeutsche kulinarische Gepflogenheiten statt. Die »deutsche« Vorliebe für Gegrilltes wurde medial aufgenommen und ausprobiert. Ferner hatte Lidija Müller in Deutschland Zaziki kennen- und lieben gelernt, daher habe es am vergangenen 9. Mai, zu dem Nachbarn zu Besuch gekommen seien, neben »typischen russischen bzw. sowjetischen« Gerichten unter anderem Baguette mit Zaziki und den bereits erwähnten Salat aus Instantnudeln gegeben.¹⁷¹

Der Feiertag wurde also zum Anlass genommen, sowohl tradierte als auch neue Speisen zuzubereiten und den Gästen damit ihren Status zu demonstrieren.¹⁷² Die neuen Speisen verdeutlichen, dass Lebensmittel und Gerichte symbolisch aufgeladen werden können, um Prestige und Distinktion zu vermitteln.¹⁷³ Dabei wurden die neu-

167 Trummer 2009, S. 10.

168 Vgl. Feldtagebuch 15.5., 16.5.2015.

169 Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015.

170 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

171 Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015.

172 Vgl. Franken, Hirschfelder 2016, S. 21; Kalinke 2010, S. 151.

173 Vgl. Trummer 2009, S. 9.

en Gerichte dem alten Kanon hinzugefügt und mit ihm in Einklang gebracht, ohne althergebrachte Gewohnheiten abzulegen.¹⁷⁴ Wie gleichfalls an der Erzählung über die einzelnen Feiertage illustriert wurde (vgl. 5.2 *Subsistenz- und Landwirtschaft*), dominierten zahlenmäßig aber die »heimischen« Speisen, »denn gerade Festspeisen lassen sich von der Moderne nichts anhaben«¹⁷⁵.

Unklar bleibt, in welchem Zusammenhang Lidija Müller der griechischen Vorspeise begegnete. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass sie gleichfalls im Fernsehen oder im Supermarkt darauf aufmerksam geworden war. Von persönlichen bundesdeutschen Kontakten schien Lidija Müller keinerlei Rezepte zu kennen. Das bestätigt auch ihre Aussage, sie habe nie bei Deutschen gegessen und daher keine Assoziationen mit deutscher Küche (vgl. 5.5 *Positionierung*). Offen bleibt, ob es tatsächlich keine Rezepte gibt (das wurde nicht explizit erfragt) und wenn ja, warum? Gab es darüber keinen Austausch mit »Einheimischen« oder übernahm Lidija Müller schlichtweg nichts?

Resümiert werden kann jedenfalls, dass eine nahrungsbezogene Akkulturation höchstens ansatzweise stattfand. Zwar wurden »deutsche« Rezepte oder in Deutschland kennengelernte Rezepte übernommen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch erstens, dass sich diesen eher über Verwandte oder aber auf unpersönlichem Wege genähert wurde als durch den Kontakt zu »Einheimischen«. Zweitens sind die Neuerungen eng an bereits bestehende Geschmackspräferenzen angelehnt (Vorliebe für Fleisch, Süßes und Scharfes). Das weist auf die Beharrung auf dem enkulturierten Gewürzkomplex hin.¹⁷⁶

Ferner können unterschiedliche kulinarische Orientierungen der beiden Eheleute festgestellt werden, die Vermutungen über ihre Zugehörigkeiten erlauben. Während Lidija Müller sich als offen für neue Geschmäcke und Rezepte zeigte, worin sich ihre Orientierung an dem Lebensstil in Deutschland widerspiegelt (siehe oben), beharrte Artur Müller auf den tradierten Speisen. Zum einen belegen dies die Essenswünsche und die zubereiteten Gerichte während meines Feldforschungsaufenthalts (vgl. 5.2 *Subsistenz- und Landwirtschaft*). Zum anderen erzählte Artur Müller, dass seine Schwägerin Kasachin sei und er durch sie das Gericht BEŠBARMAK kennengelernt habe, welches er sehr gerne möge.¹⁷⁷ Nicht zuletzt, weil er dies äußerte als seine Ehefrau gerade den Instantnudelsalat nach dem Rezept der in Deutschland lebenden Nichten zubereitet hatte, schließe ich daraus seine – hier bewusste – Orientierung am sowjetischen Geschmackskomplex. Angesichts seines ausgeprägten Rückkehr- und ihres Verbleibwunsches indiziert die jeweilige kulinarische Orientierung seine Zugehörigkeit zum Herkunfts- und ihre Zugehörigkeit zum Ankunfts-kontext. Dabei fühlte Lidija Müller sich weniger Deutschland als vielmehr dem komfortableren Lebensstil in Deutschland zugehörig. Insgesamt betrachtet ist das Ausmaß des migrationsbedingten kulturellen Wandels der Ernährungspraxen aber verhältnismäßig gering bzw. lediglich punktuell nachvollziehbar.

174 Vgl. ebd., S. 10.

175 Müns 2010, S. 20.

176 Vgl. Tolksdorf 1978, S. 360.

177 Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015.

Exkurs: Plattdeutsch

Nicht mehr als ein Streiflicht möchte ich auf eine weitere, von den Migrationen beeinflusste kulturelle Alltagspraxis werfen – die Sprache. Sprache ist ebenso wie Ernährung eine Alltagspraxis von elementarer Bedeutung. Mit ihr kommunizieren wir ethnische, regionale, nationale oder konfessionelle Zugehörigkeiten sowie sozialen Status.¹⁷⁸ Vor der Aussiedlung hätten die Eheleute eigenen Angaben zufolge mit ihren beiden ältesten Kindern Plattdeutsch gesprochen. In Deutschland hätten sie mit ihnen Hochdeutsch und zurück in Russland auf Russisch geredet. Plattdeutsch habe Lidija Müller von ihren Eltern gelernt. Dabei hätten die Eltern Plattdeutsch und sie und ihre Geschwister Russisch gesprochen. Nun würden sie, wie ich selbst hören könne, nur wenig ›po-placki‹ (но-плацки) sprechen. Lidija Müllers in Deutschland lebende Schwester habe zehn Kinder, mit denen in der Familie dagegen nur auf Plattdeutsch kommuniziert werde.¹⁷⁹ Ausgelöst durch die Migrationen ist entsprechend dem jeweiligen Umfeld ein Wechsel der Familiensprache eingetreten. Augenfällig ist die russisierte Bezeichnung des elterlichen Dialekts. Dass er nicht (mehr) »Plautdietsch« (also Plattdeutsch auf Plattdeutsch), sondern ›placki‹ hieß, verwundert vor dem Hintergrund, dass nun stets Russisch gesprochen wurde, möglicherweise nicht so sehr. Die Tatsache aber, dass Russisch seit der Remigration Familiensprache war – oder es zumindest so betont wurde –, erstaunt dagegen sehr. Eine Rückkehr zum plattdeutschen Dialekt wäre immerhin eine erwartbare Möglichkeit gewesen, weil bereits vor der Aussiedlung im familiären Umfeld Plattdeutsch gesprochen worden war.

Der Wechsel der Familiensprache nach der Rückkehr könnte ebenfalls als eine Reintegrationsstrategie interpretiert werden. Er könnte außerdem angesichts der Fremdheitserfahrungen in Deutschland auf die Zugehörigkeit zum russischen Herkunftsland hinweisen. Dass nun das Russische dominierte, lässt einen Wandel der Zugehörigkeiten vermuten, der noch eingehender analysiert werden müsste. Ausgehend von diesem empirischen Befund erschiene eine vergleichende Untersuchung des Sprachverhaltens mit Lidija Müllers nach Deutschland ausgesiedelter Schwester und ihrer Familie ausgesprochen spannend. Zu fragen wäre dabei, welche Rolle die Religiosität der ausgesiedelten Familie für die Beibehaltung des Plattdeutschen spielt und inwiefern ihre Zugehörigkeiten damit korrelieren.¹⁸⁰

Die Eheleute Müller waren keine Mitglieder der örtlichen Baptistengemeinde. Der religiösen Gemeinde gegenüber wurde sogar eine skeptische Haltung eingenommen: Frau Müller kritisierte die Baptisten in ihrem Dorf, die ihre Ausreise nach Deutschland von Gott abhängig machten. Entweder er schicke sie nach Deutschland oder aber er habe hier den Platz für sie bestimmt, meinten jene. Sie aber war der Ansicht, dass es jedem Menschen freistehe, selbst zu entscheiden.¹⁸¹

Kiel thematisiert in ihrer Studie über russlanddeutsche Aussiedler den Stellenwert von Sprache/Dialekt und Religion als Ressourcen, aus denen sich Zugehörigkeit

178 Vgl. Barlösius, Neumann, Teuteberg 1997, S. 13; Bausinger 1999a, S. 208; Fellmann 1997, S. 28.

179 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

180 Vgl. Gredinger 2015; Kiel 2009; Theis 2006.

181 Vgl. Feldtagebuch 16.5.2015.

speist.¹⁸² Diesen Zugehörigkeitsressourcen stellt sie den Bildungsgrad gegenüber: Wer sich nicht über seinen Dialekt und oder seine Religiosität definiere, tue das über seine Bildung.¹⁸³ In dem vorliegenden Fallbeispiel greift allerdings keine der genannten Zugehörigkeitsressourcen, da die Müllers weder religiös noch Akademiker waren. Auch der »Opferstatus« als konstitutives Element russlanddeutscher Identität¹⁸⁴, der vor allem bei älteren Akteuren ein relevantes Deutungsmuster darstellte, spielte in den Alltagserzählungen der Müllers keine Rolle. Erst auf Nachfrage hinsichtlich ihrer Biografie erwähnte Frau Müller die Deportation ihrer Vorfahren. Die Eheleute berichteten mir erstmals und einmalig davon. Insofern kann in dem vorliegenden Fallbeispiel auch von keiner merklichen Relevanz der Ethnizität gesprochen werden, da im Alltagsdiskurs keinerlei Gemeinschaftsbildung auf Grundlage von Ähnlichkeiten in Erscheinung und Gewohnheiten oder ähnlicher Erinnerungen an Migration und Kolonialisierung stattfand.¹⁸⁵

Angesichts der dominierenden russischen Sprache in allen Lebensbereichen fielen Situationen, in denen deutsche bzw. plattdeutsche Worte artikuliert wurden, in der beobachtenden Teilnahme besonders auf. Sohn Alexander, der die erste Hälfte seines Lebens in Deutschland verbracht hatte, bedankte sich nach jeder Mahlzeit bei seiner Mutter auf Deutsch mit »Dankeschön«. Einerseits schlägt sich darin die konservative Erziehung nieder. Andererseits schien – wie schon bei der Einkaufsbeschreibung deutlich wurde – Essen bei ihm weiterhin »deutsch konnotiert« zu sein, wenngleich das gesamte Umfeld bereits seit Jahren russisch geprägt war. Bemerkenswert ist zudem, dass einzelne Gerichte mit plattdeutschen Bezeichnungen nach wie vor zubereitet oder zumindest noch erinnert wurden.

Die Hühnernudelsuppe wurde weiterhin als russlanddeutsche bzw. bäuerliche Besonderheit angesehen.¹⁸⁶ Darüber hinaus galt die Hühnernudelsuppe auch unter anderen Befragten in Barnaul als »(russlanddeutsches) Nationalgericht«. Die Suppe hatte folglich einen gewissen Symbol- und Demonstrationswert,¹⁸⁷ ebenso wie die anderen während meiner Anwesenheit zubereiteten Speisen: Am ersten Tag meines Aufenthalts wurde ich mit dem »typisch russischen« bzw. als Nationalspeise geltenden Boršč beköstigt.¹⁸⁸ Bei nahezu jeder Feldforschung in Barnaul konnte ich beobachten, dass diese Suppe gekocht wurde. Weiterhin wurden Pel'meni zubereitet, welche ein »typisch sibirisches« Gericht sind.¹⁸⁹ Ferner wurden zentralasiatische Speisen wie Plov konsumiert. Boll schreibt dazu: »Festessen und Mahlzeiten, die russlanddeutschen oder einheimischen Besuchern angeboten werden, bestehen meist aus als typisch russ-

182 Vgl. Kiel 2009; dies.: Heterogene Selbstbilder. Identitätsentwürfe und -strategien bei russland-deutschen (Spät-)Aussiedlern. In: Kaiser, Schönhuth 2015, S. 73–90, hier S. 84f.

183 Vgl. Kiel 2015, S. 80ff.; Schmitz 2015.

184 Kiel 2015, S. 79f.

185 Vgl. Feischmidt 2007, S. 53; Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen 1990, S. 239.

186 Vgl. Kalinke 2010, S. 151.

187 Vgl. Flack 2017, S. 137.

188 Vgl. z.B. Ward 1995, S. 39; Brintlinger 2019, S. 276.

189 Vgl. »Sibirische Ravioli«. In: Ward 1995, S. 40; Bodo Thöns: Sibirien. Städte und Landschaften zwischen Ural und Pazifik. Berlin 2012, S. 60.

landdeutsch wahrgenommenen Speisekomplexen, die damit einen hohen kulturellen Demonstrations- und Identifikationswert erlangen.«¹⁹⁰

In der Zubereitung und Demonstration eines russischen, eines russlanddeutschen sowie eines sibirischen, regionalen Gerichts manifestierte sich, dass Familie Müller nicht über eine monoethnische, sondern über hybride bzw. plurale Zugehörigkeiten verfügte. Die kulturelle Hybridität von Russlanddeutschen resultierte aus den langfristigen Anpassungsprozessen seit der Besiedelung des Russischen Reiches durch deutsche Kolonisten. Dabei wurden auch die Ess- und Trinkgewohnheiten der fremdethnischen Nachbarn übernommen.¹⁹¹ Einen relevanten Faktor stellt dabei die geografische Dimension dar: Es kann nur das gegessen werden, was auch zur Verfügung steht. Diese pluralen Zugehörigkeiten sind, um der Lebenswirklichkeit der Beforschten gerecht zu werden, um den Aspekt des Lebensstils zu ergänzen (siehe oben).

Abschließend kann zusammengefasst werden, dass der punktuelle, doch im Alltag merkliche migrationsbedingte Wandel der Esskultur von Familie Müller hinsichtlich Lidijas Zugehörigkeiten aufschlussreich ist. In meinen Beobachtungen und Lidijas Äußerungen wurde deutlich, dass sie dem Wunsch ihres Ehemannes nach der Rückkehr in das Herkunftsdorf in Westsibirien nur widerwillig entsprochen hatte. Mittels diverser Kompensationsstrategien versuchte sie, die ungewollte Remigration und den empfundenen Mangel zu bewältigen und sich in ihrem Herkunftsdorf wiederzubeheimaten. So bezeichnete sie Lebensmittel kurzerhand um, um sie dem in Deutschland angeeigneten, globalisierten Lebensstil anzupassen, ersetzte ein in Russland nicht verfügbares Lebensmittel durch ein anderes, um ein Gericht wenigstens der Form nach einem deutschen anzupassen, und bezog in Russland nicht erwerbbare Waren über ihre in Deutschland lebenden Verwandten. In Deutschland angewöhnte Geschmacksgewohnheiten brauchte sie daher nicht aufzugeben. Mittels dieser Strategien können eine Reintegration und eine Wiederbeheimatung in einem andauernden Prozess erreicht werden. Auch der Wechsel der Familiensprache nach der Remigration ins Russische kann als eine Reintegrationsstrategie interpretiert werden.

Dabei fehlte Lidija Müller weniger Deutschland als neue Heimat als vielmehr der dort angeeignete komfortablere Lebensstil. Mit seiner Produktvielfalt und der Möglichkeit des Erwerbs aller benötigten Lebensmittel (anstelle von Subsistenzwirtschaft) erleichterte er die alimentäre Versorgung der Familie wesentlich. Dies ging aus den direkten Adressierungen an die Feldforscherin deutlich hervor, in denen Lidija Müller den als hart empfundenen Alltag sowie den zivilisatorischen Rückstand des dörflichen Lebens in Russland monierte. Im direkten Vergleich ihrer Lebenserfahrung in Deutschland und Russland empfand sie einen »Kulturschock«.

Zwar dominierte der Geschmackskonservatismus von tradierten Speisen sowohl im Alltag als auch am Festtag, doch wurden auch noch Jahre nach der Remigration in Deutschland internalisierte Ernährungspraxen und -gewohnheiten punktuell beibehalten. Dabei zeichnete sich eine unterschiedliche kulinarische Orientierung der Eheleute ab. Lidija Müller zeigte sich offener gegenüber neuen Geschmäckern und Rezepten.

190 Boll 1993, S. 133; vgl. Tolksdorf 1978, S. 352ff.

191 Vgl. Kurilo 2015, S. 56.

Artur beharrte dagegen auf dem tradierten russischen bzw. sowjetischen Geschmacks-komplex. Angesichts seines ausgeprägten Rückkehr- und ihres Verbleibwunsches kann die jeweilige kulinarische Orientierung seine Zugehörigkeit zum Herkunfts- und ihre Zugehörigkeit zum Ankunfts-kontext anzeigen.

Neue Rezeptkenntnisse hatte Lidija Müller sich allerdings primär von Verwandten und Freunden in Deutschland angeeignet, zudem auf medialem Wege, jedoch offenbar nicht von »Einheimischen«. Dabei entsprachen die neuen Rezepte den tradierten Geschmackspräferenzen.

Der weitgehende Geschmackskonservatismus der Eltern kann jedoch nicht gleichermaßen auf die Kinder übertragen werden. Für sie zubereitete Pommes frites sowie für sie gekaufte globale Süßigkeitenmarken veranschaulichen, dass sie viel mehr an der globalen Konsumgemeinschaft partizipierten als ihre Eltern. Dieser offenkundigere esskulturelle Wandel bei den Kindern scheint auf Alexanders Esssozialisation in Deutschland zurückführbar zu sein. Diese spiegelte sich ebenso in seinen Einkäufen wie in seinem Nahrungsverzehr.

5.5 »Mit deutscher Küche habe ich keine Assoziationen. Die russische Küche ist wie unsere« – Positionierung im Spannungsfeld des ethnischen Diskurses

Wie positionieren sich Russlanddeutsche, an die Ethnizitätszuschreibungen herange-tragen werden? Wie entwickeln sich Zugehörigkeiten im Kontext mehrfacher Migra-tionen und angesichts unterschiedlicher Ethnizitätszuschreibungen, mit denen sich remigrierte russlanddeutsche Spätaussiedler konfrontiert sehen?¹⁹² Inwiefern nutzen sie ethnische bzw. nationale Kategorien, um ihre Zugehörigkeiten zu kommunizieren und auszuhandeln? Diese Fragen drängen sich auf, zumal das erkenntnisleitende Au-genmerk auf Russlanddeutschen stets präsent schien.

Die Eheleute Müller machten mich in verschiedenen Situationen darauf aufmerk-sam, wo in ihrer Nachbarschaft Deutsche bzw. zurückgekehrte (Spät-)Aussiedler wohn-ten und welche Merkmale dabei bemerkenswert seien.¹⁹³ Die Häuser, die am schönsten aussähen, würden Deutschen gehören.¹⁹⁴ Zudem erwähnten sie immer wieder Unter-schiede in den Alltagspraxen ihrer russischen Nachbarn: Jene würden sich wundern, dass Artur Müller nachmittags ein Schläfchen halte. Das sei bei den Russen nicht üb-lich.¹⁹⁵ Sohn Alexander nerve, was für schlechten Tee und Kaffee er bei Russen vorge-setzt bekäme, und wie dick sie Wurst schneiden würden.¹⁹⁶ Ferner nahm Lidija Müller eine Abgrenzung von Bundesdeutschen vor, indem sie meinte, jene feierten Ostern und Weihnachten anders als sie. Nach ihren Assoziationen mit deutscher respektive russi-

192 Vgl. Schönhuth 2008a, S. 79.

193 Vgl. Feldtagebuch 14.5., 15.5., 16.5.2015.

194 Vgl. Feldtagebuch 15.5.2015.

195 Vgl. Feldtagebuch 16.5.2015.

196 Vgl. Feldtagebuch 14.5.2015.